

Grippe und Carnegie Stiftung

Autor(en): **J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **27 (1919)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-546300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

etwas für die notleidenden Schweizer im Auslande zu tun. Dabei handelt es sich um folgendes: Schon seit langer Zeit versendet das Ernährungsamt an Schweizer im Auslande die sogenannten Auslandspäckchen, die von diesen Mitbürgern oder deren hiesigen Angehörigen bezahlt werden. Solch ein Päckchen kostet Fr. 14 und enthält 500 g Schokoladenpulver, 750 g Hafersfloeken, 600 g Fett, 1 kg Reis, 1 kg Teigware, 300 g Seife.

Von zahlreichen Schweizern haben wir vernommen, daß sie nur dank dieser Sendungen ihr Leben einigermaßen fristen können. Viele haben für diese Päckchen ihre ganzen Ersparnisse ausgegeben und stehen jetzt vor dem Nichts. Allerdings hat seit längerer Zeit der schweizerische Gemeinnützige Verein für diese armen Miteidgenossen dadurch gesorgt, daß er Bedürftigen auf seine Kosten Lebensmittelpakete zukommen ließ. Das Ernährungsamt versichert uns aber, das Elend habe sich neuerdings derart vergrößert, daß auch die Hilfe zu schwach wird. Der Bedarf an Päckchen wird auf zirka 3000 geschätzt, was eine monatliche Ausgabe von Fr. 42,000 ausmacht. Dazu kommt noch folgendes: Seit einigen Tagen ist die Ausfuhr von Kleidern, Schuhen, Leibwäsche bewilligt worden, und man kann sich denken, daß auch die Begehren nach solchen Sachen in großen Mengen eintreffen werden, da die Zahl unserer Mitbürger im Auslande, die sich nach solchen Erzeugnissen sehnen, eine ganz gewaltige ist. Man denke nur beispielsweise daran, was es heißt, jahrelang Schuhe entbehren zu müssen.

Nachdem das Rote Kreuz für die benachbarten Oesterreicher das möglichste getan hat,

die Not zu lindern, liegt es gewiß nahe, daß es sich auch der notleidenden Miteidgenossen im Auslande annimmt. Auf dringende Bitten des Ernährungsamtes hat sich das Rote Kreuz entschlossen, in der ganzen Schweiz eine Sammlung zugunsten der hungernden Schweizer im Auslande zu veranstalten, und wir sind der festen Ueberzeugung, daß sich unsere schweizerische Bevölkerung diesem Rufe nicht verschließen wird. Das Ernährungsamt übernimmt die Ausfertigung der Pakete, so daß die sichere Garantie gegeben werden kann, daß diese an das rechte Ort hingelangen.

Wir wurden schon von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß es leider auch unter unseren Landsleuten solche gibt, die es verstanden haben, sich Päckchen von mehreren Seiten her zu beschaffen. Das könnte uns ja vollständig gleichgültig sein, sobald dieselben bezahlt und nicht dadurch andere hungernde Miteidgenossen in ihren Bezügen verkürzt werden. Um gleichwohl diesen Doppelbezügen abzuhelpen, hat das Ernährungsamt eine Kontrolle eingeführt, und da der Versand nur durch diese Stelle möglich ist, sind solchen Machinationen der Riegel geschoben. Das wird zur Sammelfreudigkeit nicht wenig beitragen, und wir wollen hoffen, daß unsere Zweigvereine sich auch diesmal der gerechten vaterländischen Sache annehmen werden.

Die Zugkraft des Roten Kreuzes hat sich bisher recht gut bewährt, und es sollte uns mit Stolz erfüllen, wenn wir dem Auslande sagen könnten: „Die Schweiz hat ihre Angehörigen in der Fremde aus eigenen Mitteln erhalten“. J.

Grippe und Carnegiestiftung

In Nr. 4 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift haben wir ein Preis schreiben der Carnegiestiftung veröffentlicht, laut welchem

unter andern die Absicht besteht, ein Ehrendiplom zu verabsolgen für Leute, die infolge Grippepflege gestorben sind oder sich durch

die Pflege die Krankheit selber zugezogen haben. Wir haben das betreffende Kreis-schreiben nicht ohne ein gewisses Zögern unsern Lesern zur Kenntnis gebracht, weil uns gegen dieses Vorgehen einige Bedenken aufstiegen. Auf solche Bedenken, wenn auch etwas verschiedener Art, scheint man anderwärts auch gestoßen zu sein, wenigstens erhielten wir von seiten einer Rotkreuzkolonne einen Protest mit dem Vorschlag, es sei ein solches Diplom an alle Personen einzuhändigen, die während der Grippenepidemie aufopfernde Dienste geleistet haben.

Mit den Schlußfolgerungen, welche die betreffende Rotkreuzkolonne aus ihren Begründungen zieht, können wir uns allerdings nicht einverstanden erklären, eher mit der angeführten Begründung, die sich zum Teil mit unsern eigenen Anschauungen deckt, die wir denn auch in einem Schreiben an die Carnegie-Stiftung niedergelegt haben.

Es scheint in der Tat nicht gerechtfertigt, daß die Erkrankung besonders prämiert werden soll, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die Gesundgebliebenen infolge Erkrankung ihrer Pflegekameraden vermehrte Arbeit und erhöhte Aufopferung an den Tag legen mußten. Im übrigen trägt der von der Seuche Ergriffene an seiner Erkrankung ebensowenig schuld, als der Verschonte an seiner Immunität. Wir fürchten, daß durch eine solche Art der Prämierung das Gefühl ungerechter Behandlung in empfindlichen Gemütern gezüchtet werden könnte.

Die Carnegie-Stiftung scheint sich denn auch unsern Gründen nicht verschließen zu können, wie sie uns in folgendem Schreiben mitteilt:

..... In Beantwortung dieses Schreibens beehren wir uns, Ihnen mitzuteilen, daß uns diese Anregungen durchaus der Prüfung wert erscheinen, indem in der Tat zuzugeben ist, daß die Tatsache der Selbsterkrankung der sich der Pflege von Grippekranken widmenden Person nicht als ausschlaggebender Faktor für die Bemessung des Grades ihrer Auf-

opferung und Hingabe angesehen werden kann. Auch ist es richtig, daß Personen, die selbst nicht von der Grippe befallen wurden, der Allgemeinheit vielfach größere Dienste leisten konnten, als solche, die schon in den ersten Tagen ihres Pflegedienstes erkrankten oder gar starben. In dieser Erkenntnis werden wir nicht ermangeln, ihre Anregung und diejenige der betreffenden Kolonne unserer Verwaltungskommission in ihrer nächsten Sitzung vom April oder Mai dieses Jahres zu einlässlicher Prüfung zu unterbreiten.

Wir wollen uns freuen, wenn die Carnegie-Stiftung bei genauerer Prüfung zu andern Schlüssen kommen sollte, heute möchten wir uns aber auch zu den Vorschlägen der betreffenden Kolonne etwas äußern.

Der Vorschlag, alle diejenigen, die sich bei der Grippenpflege mit Eifer und Aufopferung betätigt haben, mit einer Medaille oder einem Diplom zu bedenken, ist gar nicht etwa neu, wir haben solche Vorschläge von gar vielen Seiten bekommen, müssen aber bekennen, daß wir uns damit nie recht befreunden konnten. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, gewiß, aber es fragt sich, ob dieser Lohn bei einem so eminent humanitären und idealen Charakter wirklich in Ausprägungen bestehen soll. Wir bezweifeln dies und sprechen sicher im uneigennützigsten Interesse des Samariterwesens selber.

Jahr um Jahr betonen die Samariter fortwährend die humanitäre und uneigennützige Seite ihrer schönen Bestrebungen und nirgends wird das alte Göthewort „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ so oft zitiert, wie in Samariterkreisen. Jahrelang haben die Samariter in Einzelfällen wertvolle Dienste geleistet, im Grunde genommen weit wichtigere Dienste, als dies bei der Grippe der Fall war, wenn es eben auch nicht so in die Augen sprang, und jahrelang haben wir mit Ungeduld darauf gewartet, daß es ihnen vergönnt sein möchte, dem Volke den Nutzen ihrer Bestrebungen im großen zu zeigen.

Diese Gelegenheit ist nun unerwartet und in einer für unser Volk schreckenerregenden Weise eingetreten. An der Gewalt der Katastrophe wird heute niemand mehr zweifeln, ebenso wenig als an dem offenkundigen Nutzen, den das Samariterwesen der Allgemeinheit bei diesem Anlaß gebracht hat. Damit ist ein sehnlicher Wunsch der Samaritergemeinde erfüllt worden. Ist denn da eine sichtbare Belohnung oder eine sichtbare Anerkennung wirklich am Platz oder gar nötig? Uns scheint, die innere Befriedigung sollte genügen, sie entspräche auch viel besser dem humanitären, christlichen Charakter der Hilfeleistung. Wir leben überhaupt in einer schlimmen Zeit, wo der Idealismus unterzugehen droht und einem mit allzu gierigen Prägen eingreifenden Materialismus Platz zu machen scheint.

Das ist der Grund, warum es uns nicht angebracht schien, daß von Verbandsleitungen aus, heißen sie nun Rotes Kreuz oder Samariterbund, offizielle Auszeichnungen verabfolgt würden. Aus genau dem gleichen Grunde würden wir es nicht begrüßen, wenn die Verabreichung von Auszeichnungen von einer andern Stelle ausginge. Nächstenliebe und Aufopferung suchen wir gerne beim Samariter, aber auch etwas Stolz, den Stolz, den das Bewußtsein verleiht, eine gute Tat nicht um öffentlicher Anerkennung willen oder gar um klingenden Entgelt verrichtet zu haben. Und noch etwas anderes suchen wir beim Samariterwesen: den Sinn für Gerechtigkeit. Wie viele sind es wohl, die ganz in der Stille, ohne daß die Welt davon etwas erfahren hat, Wochen und Wochen lang Grippefranke gepflegt haben und die sich niemals dazu hergeben würden, sich für irgendeine Auszeichnung zu melden? Wir sind überzeugt, daß es sich um ganz große Zahlen handelt. Bestände da nicht eine Ungerechtigkeit, wenn solche bescheidene und nicht erweiterbare Personen nicht mit dem Abzeichen oder Diplom gekrönt würden, dagegen andere, die das Glück hatten, in einem bequem eingerich-

teten Spital die öffentlich anerkannte Pflege zu leisten?

Leben wir denn nicht in einer Zeit, wo man in der ganzen Welt mit den Zopfresten der absoluten Monarchien abfährt? Und zu diesen Zopfresten gehören Medaillen und Bändelein aller Art sicher auch. In einem Lande, von dem wir rühmen, daß es echt republikanisch sei, sollten solche Auszeichnungen wahrhaftig ihren Nimbus eingebüßt haben.

Aber es hängt eben nicht immer vom Empfänger ab, ob man etwas bekommt oder nicht. Gar oft sträubt sich der Beschenkte, er will gar nicht etwas umgehängt haben, sondern der Geber will aus irgendeinem manchmal wirklich idealen Grund seine Anerkennung beweisen und will ein Medaillönchen schenken, er versteht es eben nicht besser. Man kann es diesem Geber wirklich nicht übelnehmen, wenn er in gewissen Fällen sich dankbar erweisen möchte. Das soll ihm auch nicht verschlossen sein. Einzelpersonen werden eine solche Anerkennung nicht wünschen, warum sollte sie aber nicht einer ganzen Institution zuteil werden können? Die Gemeindebehörden haben den großen Wert der sonst immer nur von der theoretischen Seite angesehenen Samariterei entdeckt, haben davon in großem Maße profitiert, nun, sie mögen ihre Anerkennung am besten fördern, wenn sie die bestehenden Rotkreuz- und Samaritervereine in irgendeiner Weise unterstützen, finanziell oder materiell. Das wird ihnen niemand wehren können, denn das ist ihre Sache, und auch darin sind die Gemeinden autonom. Da haben sie jaust eine schöne Gelegenheit, dies zu beweisen. Wie oft scheitert die Durchführung einer Rotkreuzaktion oder eines Samariterkurses an finanziellen Hindernissen oder an Lokalfragen! Da könnten die Gemeindebehörden, eingedenk der ihnen während der Grippeepidemie geleisteten Dienste, kräftige Hände entgegenstrecken, sie würden dankbar angenommen. Es würde vielleicht nichts schaden, wenn unsere Rotkreuz- und Samariterleute

den Behörden diese Zeilen hier und da vor Augen halten würden. Wenn sie dadurch für eine gute, ideale und — wie es sich gezeigt

hat — recht nützliche Sache Unterstützung finden können, so wollen wir es ihnen von Herzen gönnen. J.

Hilfsaktion für Wien. — Reiseindrücke.

II.

Uebertreibungen? — Im Kinderhort — 4½ Kilo — Auspeifungen — Warum die Damen Sandchuhe tragen.

Mit bloßen Zahlen ist unsern Lesern noch nicht gedient, und wenn einer eine Reise tut, so wird er hernach viel gefragt; so ist es auch uns ergangen, und wir sehen uns genötigt, an dieser Stelle auf einige dieser Fragen zu antworten.

Als erstes taucht immer die sehr begreifliche Frage auf: „Ist denn in Wien die Not wirklich so groß?“ Und da müssen wir leider mit Ja antworten und sogar bekennen, daß wir das Elend, das uns versteckt und offen entgegentrat, unmöglich in seinem Vollmaß schildern können; es übertraf alle Schilderungen, die man uns vorher gemacht hatte bei weitem, und — was zum Aufsehen mahnt — wir haben das bestimmte Gefühl erhalten, daß das Elend sich tagtäglich mehrt. „Fürchtbar, fürchtbar,“ war das stetig wiederkehrende Wort, das den Besuchern entfloß. Man sagte uns, daß die Neugeborenen nicht selten infolge Wäschemangels in Backpapier gewickelt werden. Es ist so. Man sprach uns vom wütenden Hungertod unter Kindern und Greisen. Es ist so. Wir sahen sie mit eigenen Augen der Erlösung entgegengehen. Wir haben das Schreien nach Nahrung gehört, die flehenden Hände gesehen und gefaßt, in aschgraue Gesichter geblickt, aus deren tiefen, schwarzumrandeten Höhlen die zum Sterben sich neigende Apathie uns anlockte.

Zum Skelett abgemagerte Kinder, deren verkümmert Körper zudem durch allerlei Seuchen verunstaltet ist, kann man schließlich

in jedem Spital sehen — auch in Friedenszeit, aber in solchen Massen nie, dieser Zustand schien uns in den Kinderhorten geradezu der normale zu sein. Davon ein Beispiel: Wien hat in großer Zahl Kinderbewachungsanstalten, in welchen ausgesetzte oder verwahrloste, verwaiste Kinder auf Staatskosten aufgenommen und gepflegt, ja selbst unterrichtet werden. Wir betreten einen solchen Kinderhort. Er hat Platz für 60 Kinder und es sind ihrer 300 darin. Oh, sie haben Raum genug mit ihren schwächlichen, ausgedörrten Körperchen, sie werden irgendwohin gelegt. Ärzte und vorzügliche Pflegerinnen leisten das Menschenmögliche, um zu helfen. Aber ihnen sind die Hände gebunden, was soll ärztliche Hilfe, wo die Hauptsache, die Nahrung fehlt? Von all den 300 Kindern, die wir dort sahen, hatte kein einziges die normale Größe. In einer Schulklasse fragten wir nach dem Alter und erhielten die verblüffendsten Antworten. Wo wir ein 8jähriges Kind vermuteten, gab uns der hohläufige Knabe sein Alter mit 12 Jahren an. Ein Mädchen, das wir auf 7 Jahre schätzten, zählte deren 15. Auffallend groß im Verhältnis erschienen uns die Köpfe mit den fast durchwegs rhachitischen Verkümmungen. In einem Bettwinkel lag ein Geischöpfchen, das seine Eltern hergebracht hatten, weil sie es nicht mehr ernähren konnten. Das Kind war 3 Jahre alt und wog 4½ Kilo. Lauter Skelette. — Aber erst die Krankheiten, die unabweisbaren Trabanten